

Zwei Weihnachten in Amerika.

„Mach' Dich doch nicht so müde, Goldmütterchen,“ sagte ich, in die Küche tretend, welche erfüllt war vom köstlichen Duft vorzüglicher Bäckereien.

„Es war am Tage vor Weihnachten, und Mutter sah am Küchentische, mit einem großen Messer bewaffnet, womit sie Äpfel kleinschnitt, die nach in einen der Kuchen kommen sollten.“

„Ich will nur noch dieses fertig machen,“ erwiderte sie lächelnd. „Ich habe heute außerordentliches Glück mit dem Baden. Sieh nur, wie hübsch mein Fruchtkuchen aussieht, und versuche einmal diesen Pfefferkuchen!“

Niemand machte bessere Pfefferkuchen wie Mutter, und natürlich mußte sie das selbst viel besser, als ich es ihr sagen konnte; — doch ich kostete ihr zu Liebe und fand, daß etwas zu viel Gewürz darin war, obgleich sie früher ihr Bestes gethan hatte, ihn möglichst vorzüglich zu machen, schon mehrmals, denn ich erwartete am nächsten Tage Harry Carlton, und er war ja meine erste und einzige Liebe.

Ich küßte Mutters Wange und eilte davon zu meinen Pflichten; denn ich war Lehrerin an einer öffentlichen Schule. Meines Vaters zarte Gesundheit hatte nöthig erscheinen lassen, daß ich meine kleinen Gaben ausnützte, um mir selbst fortzuhelfen. Meine Stimme war frisch, voll und klar, und meine Eltern hatten sich Manches versagt, um nur Alles für meine Ausbildung thun zu können. Nun sang ich im Kirchenchor und gab Musikstunden, was mir in Verein mit meinem Lehrerinnegehalte ein ganz hübsches Einkommen eintrug. Aber jetzt war meine strenge Arbeit bald vorüber, denn Harry kam und Neujahr sollte unsere Hochzeit sein.

Ja, Harry, Du kennst ihn noch nicht, liebe Leserin, und mir ist doch, als müßte ich ihn jeder kennen. Er war ein großer kräftiger, ritterlicher Burche, mit einem hübschen, kühlen Gesichte und lachenden, blauen Augen. Er war stolz und feinfühlig, zärtlich und großmüthig. Für mich, die ich alle seine Tugenden so genau kannte, war er ein vollkommenes Ideal.

Vier Jahre war ich ihm herzlich zugegeben gewesen, ehe er mir in seiner offenen, geraden Weise sagte, daß er mich liebte. Aber er war arm und hielt es mit dem irischen Spruche: „Wenn ein Mann nichts hat, so kann es für ihn keinen vernünftigen Grund geben, ein Mädchen zu verheirathen, dies mit ihm zu theilen.“ Nun war ihm jedoch eine einträgliche Stelle in Japan angeboten worden, und er sagte mir bald nach unserer Verlobung Lebewohl mit den Worten: „Sei tapfer und geduldig, mein süßes Mädchen; wenn wir beide am Leben bleiben, dann komme ich in einigen Jahren, und wir wollen uns das glücklichste Nestchen in der ganzen Welt zurecht machen.“

Nun war das Barken und die Ungelegenheit fast vorüber, denn ich hatte Harry's letzten Brief, der sehr lange unterwegs gewesen war, in der Tasche, und da stand es schwarz auf weiß: „Ich segle mit dem „Neptun“ ab, welcher Yokohama in zwei Wochen verläßt, und wenn nichts dazwischen kommt, mein Liebster, feiern wir das Christfest zusammen.“

Ich weiß gar nicht, wie ich im Stände war, in diesen Tagen Stunden zu geben! Das Glücksgefühl, das mich durchströmte, muß sich in meinem Gesichte verathen haben, und aus dem Klange meiner Stimme konnte man es sicher herausgehören. Auf meinem Heimweg aus der Schule trat ich in der Post ein, weil ich hier zu erfahren hoffte, ob der „Neptun“ angekommen sei. Eine Gruppe Männer sprachen sehr ernsthaft mit einander, und da ich mehrmals den Namen „Neptun“ hörte, fragte ich einen, der mir bekannt war, ob irgend eine schlechte Nachricht eingetroffen wäre.

„Nichts Bestimmtes,“ erwiderte er. „Das Schiff müßte bereits seit zwei Tagen hier sein, und der Besizer fängt an unruhig zu werden; aber dieses längere Ausbleiben hat durchaus nichts Wunderbares oder Beängstigendes an sich. Schiffe verdrängen sich in dieser Jahreszeit sehr häufig.“

Diese Antwort beruhigte mich vollkommen. Da ich niemals wirklichen Kummer gehabt hatte, war ich weit entfernt von Schnarzhetze, und wenn ich mich auch niedergeschlagen fühlte, weil das Schiff noch nicht angekommen war, so kam es mir doch nicht in den Sinn, daß es einen Unfall erlitten haben könnte.

Der Weihnachtsmorgen dämmerte klar und eilig herauf, und Alle beschloffen, in die Kirche zu gehen. Ich blieb zu Hause, um noch die letzte Hand an das Mittagessen zu legen, denn ich mochte gern ganz frei sein, wenn Harry kommen sollte. Wenn ich jetzt auf diesen Tag zurückblicke, wundere ich mich, wie ich so ruhig sein konnte. Ich füllte den Truthahn, machte den Gutz zum Pubbing, ordnete die Goldreinetten und allerlei Süßigkeiten in Gläsern und stellte kleine Flaschen mit Schnittblumen neben jedes Bedeck. Dann ließ ich nach oben, um mein neues wasserblaues Tuchkleid anzulegen; es war Harry's Lieblingsfarbe und stand mir prächtig. Ehen war es mir gelungen, ein blaues Band kunstvoll zu verweben.

zu bestreiten, als Mutter eintrat. Rasch wendete ich mich zu ihr und fragte scherzend: „Bin ich nun schön, Mütterchen?“ Dabei fiel mir ihr blaues, erstes Gesicht auf.

„O, Mütterchen,“ sagte ich, „Du bist ganz elend; das viele Schaffen hat Dich krank gemacht!“

Sie schwanke auf mich zu legte die Arme fest um meinen Hals und schluchzte: „Nein, nein, Liebster, ich bin nicht krank! — Gott helfe Dir, meine arme, arme Tochter! — der „Neptun“ ist untergegangen!“

Ich hatte gehört, daß ein Soldat in dem Augenblicke, wenn er die tödliche Kugel erhebt, keinen Schmerz fühlt. Ungefähr so ging es mir. Ich weinte nicht, ich schrie nicht auf, ich fiel nicht in Ohnmacht — ich stand nur wie versteinert.

Es ist kaum möglich für die Seele, plötzlich aus dem Sonnenschein der Hoffnung in die Finsterniß der Verzweiflung zu stürzen, — und so hielt ich auch noch kurze Zeit an trügerischen Hoffnungen fest. Aber bald kam das schreckliche Erwachen und der lange, fast hoffnungslose Kampf um Unterwerfung unter Gottes prüfende Hand. Mir war, als würde ich ruhiger sein und weniger leiden, wenn ich seine geschlossenen Augen hätte küssen oder wenigstens seinen grünen Strahlhügel hätte sehen können. Nachts, wenn es stürmte, lag ich schlaflos und dachte an die jugendfrische Gestalt, welche ich so geliebt hatte und die von den Wellen verschlungen worden war; — dann fühlte ich förmlich, wie mein Verstand sich verirrte.

Liebe und Hoffnung schwinden — aber die Pflicht bleibt. Und so raffte ich die Trümmer meines zerfallenen Lebens auf und fand einen Trost in heiser, selbstloser Thätigkeit.

Neue Unruhen und Trübsale kamen. Vater, der nie besonders kräftig war, erkrankte sich heftig und starb an einer Lungenentzündung. Ich glaube, mein tiefer Schmerz machte mich feinfühlig und sorgamer für denjenigen Anderen, und das Band zwischen Mutter und mir bestärkte sich durch den gemeinamen Verlust. Wenn sie in ihrer alten zärtlichen Weise mein Haar streichelte und mich ihren „süßen Trost“ nannte, fühlte ich eine gewisse Befriedigung, einen Schimmer von Glück.

Durch Herrn Masons, unseres Musikdirektors Einfluß erhielt ich einen Ruf an eine New Yorker Kirche, wo die Stelle des ersten Soprans frei geworden war, weil die betreffende Dame nach Europa gegangen war, um dort ihre musikalischen Studien fortzusetzen. Mutter und ich verließen unser kleines Haus, bezahlten unsere Schulden und zogen im Mai nach der Großstadt, wo wir ruhig und zurüdgekommen lebten. Wir machten nur die Bekanntschaft einiger Nachbarn, welche gleich uns mit Kummer und Sorgen kämpften.

Als aber Weihnachten kam, sagte Mutter, sie wolle es einmal wie in alten Zeiten haben, und daß unsere Bekannten für den ersten Feiertag zu uns. Nun baden wir schon seit einigen Tagen Pfefferkuchen, Matronen und gebrannte Mandeln, und machen allerlei Vorbereitungen für unser kleines Fest. Dabei sahen mir die Thränen stündig in den Augen; denn Alles erinnerte mich lebhaft an ein anderes Christfest vor zwei Jahren, an welchem die größte irdische Hoffnung aus meinem Leben gerissen war. So legte ich die letzte Hand an unsere kleinen gemütlichen Zimmer und überließ es Mutter, unsere Gäste zu empfangen, während ich in der Küche meines Amtes wartete.

Ich will nicht versuchen zu schildern, wie ergriffen ich von der tiefen, herz- und geistvollen Rede des ehrenwürdigen Geistlichen war, welcher den Text gewählt hatte: „Das Weinen dauert eine Nacht, aber des Morgens kommt die Freude.“

Nach der Rede hatte ich ein Loblied zu singen, und ich legte in dasselbe allen Dank und alle Freude, daß Gott mir in seiner Güte erbaut hatte, Harry zu kennen und zu lieben, wenn er auch so früh von mir gerissen worden war.

„Fräulein Morton,“ sagte der Dirigent am Schluß, „Ihre Stimme entwidelt sich wundervoll; ich gratulire Ihnen.“

Durch die festgefrorenen verschneiten Straßen strebte ich nach Hause. Gerade vor mir ging ein Kindermädchen, welches gänzlich hingenommen war von dem Gespräche mit einem jungen Manne, augenscheinlich ihrem Liebhaber, während ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen einige Schritte vor-austrittelpelte. Als ich das Haus erreichte hatte und eben die Treppe hinaufsteigen wollte, wandte ich mich noch einmal um und sah gerade, wie das Kind aus Angst vor einem kleinen Hunde ganz dicht vor die Räder eines schweren Lastwagens gelaufen war, der es im nächsten Augenblicke zerschmetterte.

Wie der Blitz sprang ich auf den Straßendam und rief die Kleine aus ihrer bedrohten Lage. Aber in der Erregung hatte ich nicht Acht gegeben und ließ heftig an einen hervor- stehenden Pflasterstein. Der Schmerz war arg, und ohne Zweifel wäre ich zu Boden gestürzt, wenn mich nicht ein paar starke Arme gehalten hätten. Als ich wieder zu Besinnung kam, fühlte ich mich mit Rüssen, Verletzungen und Thränen überhäuft. Ich lag

auf der Chaiselange unseres Wohnzimmers, und Harry beugte sich über mich, streichelte meine Hände und nannte mich mit den zärtlichsten Kosenamen. Zuerst wachte ich gar nicht, so ich war, ob auf Erden oder im Himmel bei meinem Herzensjungen — und unwillkürlich schloß ich die Augen wieder. Aber Mutter, groß in ihrer Angst ein ganzes Glas Wasser in mein Gesicht, und Harry sagte ernsthaft: „Wenn Du nicht aufhörst zu weinen, daß ich wiederkommen bin, Liebster, will ich lieber wieder fortgehen!“

Da fing ich an, das große Glück, das über mich gekommen war, langsam zu begreifen.

Wer jemals die plötzliche Freude, den Tod zum Leben erweckt zu sehen, durchgemacht hat, wird verstehen, was ich fühlte, als ich meinen Kopf an Harry's Schulter lehnte und der Geschichte seiner Rettung aus den Trümmern des „Neptun“ lauschte. Das Schiff, welches ihn aufnahm, segelte nach Australien, wohin er mitmüthig, und auf dem mit dem „Neptun“ Alles, was er besaß, verloren hatte, mußte er hart und schwer arbeiten, um das Geld zur Rückreise zu erwerben. Zwei Briefe, die er mir geschrieben, waren verloren gegangen.

Dämon Gold.

Ergählung aus dem Französischen von A. Friedheim.

Jacques Le Barrois konnte nicht schlafen, und wenn dies dem großen, kräftigen Menschen passirte, mußte etwas ganz besonderes passirt sein. Und dem war auch in der That so.

Seit dem Tode der Mutter — den Vater hatte Jacques Le Barrois kaum gekannt — war ein Tag wie der andere in steter Gleichgültigkeit verfloßen. Die geringen Jinsen, die Jacques außer dem Hauße seiner Eltern besaß, erlaubten ihm keine großen Sprünge zu machen. Das Haus, das eigentlich nur ein Häuschen war, nahm sich zwischen den großen, alten Bäumen sehr gut aus.

Jacques war sehr stolz auf diesen Familienbesitz, der aus der Zeit der Revolution als letzter Ueberrest einigen Glanzes seinen Vätern geblieben war; innen aber war alles im Verfall und Jacques wehrte jedem den Eingang, um diesen Verfall nicht zur Kenntniß Fremder zu bringen. Nur die alte Marianne, die treu zu allem, was sich Le Barrois nannte, hielt, ging im Hauße ein und aus.

An besagtem Abend um war Marianne gerade ins Dorf zurückgekehrt, und Jacques rauchte in seinem „Park“ noch ein Pfeifchen, als die Klingel am Sitter leise gong wurde. Höchst überrascht ging Jacques zur Thür, und als er öffnete, sah er sich einem kleinen alten, magern Männchen gegenüber, das, in einen langen Rod gehüllt, einen ganz merkwürdigen und beunruhigenden Eindruck machte.

„Herr Jacques Le Barrois?“ fragte der Fremde mit scharfer, dünner Stimme.

„Der bin ich. Was wünschen Sie zu so später Stunde?“

„Ich muß Sie in einer für Sie sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Die Sache eilt, und da ich morgen schon wieder in Paris sein muß, so...“

Jacques Verwunderung wurde noch größer. Er führte also den alten Mann ins Wohnzimmer, ließ ihn Platz nehmen und wartete ab, was er ihm zu sagen haben würde.

„Herr Le Barrois,“ fing der merkwürdige Fremde wieder an, „ich will Ihnen Ihr Haus ablaufen.“

„Mein Haus? Das ist nicht veräußerlich!“

„Nicht ja möglich. Wiedel wollen Sie dafür? Ich bezahle bar.“

„Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß mein Besitzthum nicht veräußerlich ist, es gehört meiner Familie, seit ich denken kann, und ich werde dort leben und sterben wie mein Vater vor mir.“

„Ich begreife ja Ihre Gefühle,“ beharrte der kleine Mann, „aber vielleicht gelingt es mir, Sie umzustimmen. Wollen Sie 50,000 Francs für Ihren haushaltigen Kasten? ... Soviel wird Ihnen nicht zum zweiten Mal geboten ... nur dann 60,000 ... 70,000 ...“

„Und wenn Sie mir 100,000 bieten,“ fiel Jacques dem Sprecher in die Rede, „so würde ich doch nein sagen.“

Während er so sprach und im Stillen überdachte, daß sein Haus höchstens 15,000 Francs werth sei, glitt sein Blick nicht ab von dem fetten, geizigen alten Mann, der über den fetten Hut und den schabigen, wenig fahrenden Anzug des alten Mannes, dessen Aeußeres wahrhaftig nicht auf Reichthümer schließen ließ.

Der kleine Mann schien Jacques' Gedanken zu errathen.

„Haha! Ich sehe nicht wie ein Krösus aus, wie? Sie haben recht ... aber ... ich komme im Auftrag eines Klienten, der nun einmal die krankhafte Idee hat, gerade Ihr Haus zu kaufen, und nicht von dieser Laune abgehen will.“

„Nun denn,“ erwiderte Jacques, „dann sagen Sie Ihrem Klienten, daß ich an meinem Hause hänge und es auch behalte.“

Der kleine, alte Mann schien sehr verstimmt. Er stand zwar auf und ging zur Thür, aber er dort angelangt war, machte er Halt.

„Sind wir hier allein und kann uns niemand hören?“ fragte er.

„Ganz allein,“ entgegnete Jacques. „Nun, dann will ich Ihnen den wahren Sachverhalt offen sagen. Also kurz: Herr Le Barrois, wenn ich

Ihnen 3 Millionen bringen würde, wären Sie dann bereit, mir die Hälfte abzugeben?“

„Die Millionen,“ stotterte Jacques, während er dachte: „Na ja, es ist ein Verrückter.“

„Bitte antworten Sie mir,“ drängte der Alte.

„Aber natürlich, werther Herr,“ sagte Jacques, gezwungen lächelnd, und sann, auf welche Art er sich am besten von dem Verrückten befreien könnte.

„Gut! Dann unterschreiben Sie, bitte, diesen Schein. Sie sehen, wie ich Ihnen vertraue, da ich Ihnen zum Voraus die Hälfte meines Geheimnisses ausliefern ... Sie suchen meinen Namen? ... Den habe ich nicht ausgefüllt, darauf kommt's nicht an ... wenn unser Geschäft abgeschlossen ist, sehen wir uns doch noch wieder.“

Jacques griff neugierig nach dem Blatt und las:

„Ich verpflichte mich, Herrn ... die Hälfte der Summe zu überlassen, die in dem Versteck, das er mir zeigen wird, liegt. Diese Summe, 3 Millionen 123,000 Francs, stammt aus dem Nachlaß meines Großvaters Le Barrois, der in Paris am 10. August 1792 gestorben ist und dessen einziger Erbe ich heute bin.“

„Na,“ grinste der Alte, „nun sehen Sie doch, daß das Geld Ihnen gehört und daß Sie es ruhig annehmen können, also unterschreiben Sie rasch.“

Jacques ärgerte sich immer.

„Sind Sie noch unschlüssig?“ drängte der andere. „Schön! Wie Sie wollen! Ich werde Ihnen bis morgen Bedenkzeit lassen und mir dann Ihre Antwort holen. Und nun will ich Ihnen noch einige Details geben, die Ihnen beweisen, daß Sie es nicht mit einem Verrückten zu thun haben ... Sie haben wohl schon er- ratthen, daß der Schatz hier in Ihrem Haus verborgen ist? Eigentlich wollte ich ihn für mich haben, und darum war es meine Absicht, Ihr Haus zu kaufen; nun theilen wir und machen Beide immerhin noch ein ganz gutes Geschäft. Aber denken Sie ja nicht, daß Sie den Schatz ohne mich finden; Sie müßten keinen Stein auf den andern lassen und ristirtet doch, nichts zu finden, ja selbst wenn Sie die Stelle finden sollten, wäre der Schatz doch noch nicht Ihr Eigenthum. Einen Theil müßten Sie dem Staat abgeben, einen Theil den Arbeitern, die Ihnen geholfen, und Sie würden somit weniger haben, als wenn Sie sich mit der Hälfte, die ich Ihnen biete, genügen lassen. Bedenken Sie auch, daß nur ich Ihnen beweisen kann, daß das Geld Ihr Eigenthum ist ... in einem kleinen Möbel Louis XIV., das mir ein Kunde verpfändet hatte, — ich bin nämlich Pfandleiber in Paris — habe ich ein Geheimfach entdeckt, das eine Art Testament Ihres Großvaters enthielt. Es ist vollständig in Ordnung, mit dem Datum vom 2. August 1792 versehen.“

„So!“ Das war kurz die Hauptsache, fuhr der alte Mann nach einer kleinen Pause fort, „und nun werde ich gehen. Morgen komme ich nochmals und übermorgen muß ich wieder in Paris sein, und es ja nicht gerade nöthig, daß mich Jemand hier sieht. Ihnen wird wohl auch nicht daran gelegen sein, dem Fiskus Steuern zu zahlen ... also auf Wiedersehen, gegen 10 Uhr morgen Abend.“

„Auf Wiedersehen!“ hatte Jacques mechanisch nachgesprochen. Und immer wieder überdachte er jetzt Alles, was der alte Mann zu ihm gesagt hatte. Allmählich kamen ihm Andeutungen der verstorbenen Mutter in die Erinnerung: ein Gedanke schloß sich an der anderen logisch an, und als Jacques nach schlaflos verbrachter Nacht aufstand, da hatte er sich mit diesem Vermögen, das ihm gleichsam vom Himmel gefallen schien, schon vollständig vertraut gemacht.

In fieberhaftem Zustand mit Berechnungen und Nachdenken verging der Tag. Bei Gott! Der alte Mann hatte den Unfall, der ihm das Testament des Onkels in die Hände gespielt, auf ausgenutzt! Der war der Glückspilz! So mit einem Schlage zu so viel Geld zu kommen, was doch nach Freigabe und Recht Jacques gehörte! Der alte Fils hatte den ahnungslosen Jacques schon überrumpelt und ausgepreßt!

Und der Tag verging. Es schlug zehn ... der Fremde kam nicht. In grenzenloser Erregung zählte Jacques die Sekunden ... würde er am Ende gar nicht wiederkommen?

Endlich kam der Pfandleiber und entschuldigte sich leichtsinig damit, daß er zu früh gekommen sei, um seinen Verdacht zu erregen. Es würde nicht weiter viel zwischen den beiden Männern gesprochen. Jacques unterschrieb mit dem Bedauern, um ein und eine halbe Million ärmer zu sein, den Schein. Der Unbekannte zog darauf das Testament aus seiner Brusttasche. Alles stimmte, und der begehrtge Plan gab eine Ede im Keller als Versteck für das Geld an. Mit einer Hade und einem Spaten versehen, gingen die beiden Männer sofort in den Keller. Ein flackerndes Licht leuchtete ihnen. An der bezeichneten Stelle wurde gegraben: Jacques hatte, und der andere schloß mit dem Spaten die Erde fort. Angeschwemmt trat Jacques auf die Stiege. Wenn Alles nicht wahr wäre! Wenn das Geld schon längst gefunden, gestohlen worden wäre! ...

Wichtiglich stieß die Hade auf etwas Harzes, das einen Klump von Metall gab. Der alte Mann sagte ruhig: „Sehen Sie wohl ...“ Dann kniete er

nieder, um die Erde von dem eisernen Deckel, der nach und nach klar erkennbar war, vollends wegzufahren. Eilig schloß und schloß er. Der schäbige Hut war ihm vom Kopf gefallen, und der lahle Schadel leuchtete bei dem flackernden Scheine der Kerze gelblich auf.

Jacques, dessen Gesicht todtbleich geworden war, sah dem Alten zu. Zwei Gedanken arbeiteten nur noch in seinem Hirn: das Geld, das — — — und der Alte ... der Alte, der ihm die Hälfte des Geldes, seines Geldes, nahm! Heiß stieg es dem jungen Mann zu Kopf, und ein Gefühl glühenden Hasses gegen den alten Mann, der an sein ererbtes Geld Ansprüche stellte, übermannte ihn.

Und der lahle weiße Schadel hielt die Augen und Gedanken Jacques wie in einem hypnotischen Banne ... instinctiv hob er den Arm ... die Hade blinzte eine Sekunde in der Luft ... gleich darauf war der Alte über der jetzt ganz freigelegten Kasse zusammengebrochen.

Jacques stand einen Augenblick wie gelähmt, dann sah er sich um, als wenn er den Juden wollte, der den Schlag geführt. Darauf stieß er einen gellenden Schrei aus, und nur noch von dem Gedanken an das Geld getrieben, stieß er den eichernen mit dem Fuße fort, ergriff den schweren Kasten und lief damit so rasch er konnte in sein Zimmer, das er hinter sich abschloß.

Nun gehörte ihm das Vermögen! Nun war es sein! Ihm allein gehörten die drei Millionen 123,000 Francs. Und mit Gewalt brach er das Schloß der Kasse auf. —

Als am nächsten Morgen die alte Marianne lange Zeit vergebens um Einlaß geklingelt hatte, entschloß sie sich, aus dem Dorfe Männer zu holen, die die Thür zu Jacques' Zimmer erschloß.

Die alte Frau fand ihren Herrn, über seinen Tisch gebeugt, wie er mechanisch immer wieder und wieder Scheine vor sich ordnete, ohne zu bemerken, was um ihn herum vorging. Jacques Le Barrois war über Nacht wahnsinnig geworden. Man fand in der Kasse zwar die drei Millionen von Claude Le Barrois, aber sie bestanden in Staatspapieren aus der Zeit der Revolution, die längst ihre Gültigkeit verloren hatten.

Vom Blitschlag.

Ob dem alten Spruche: „Vor den Eiden Sollst du weiden; Und die Weiden Sollst du meiden; Auch die Fischen Sollst du nichten, Doch die Buchen Sollst du suchen“ eine Thatsache zu Grunde liegt, kann man aus einer Arbeit von D. Jonesco über die „Ursachen der Blitschläge in Bäume“, die 1893 in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg erschienen ist, beurtheilen. Es waren dem Gelehrten von der lippe'schen Forstdirection genaue Zahlen über die Blitschläge in die verschiedensten Bäume im Gebiete des Fürstenthums zur Verfügung gestellt worden, die Jahre 1879 bis 1885 und 1890 umfassend. In diesen acht Jahren schlug der Blitz in eine: Eiche 159, Buche 21, Eiche 5, Fichte 20, Föhre 60, Birle 4, Lärche 7, Pappel 3, Mehlbaum 1, Weißtanne 1 mal. Die Reihenfolge der vier Bäume ist also Buche, Fichte, Föhre, Eiche; und zwar wurde die Fichte 3 bis 8, die Föhre 15 bis 42, die Eiche 15 bis 84 mal mehr getroffen als die Buche. Die statistischen Thatsachen geben also dem Volkssinn in weitgehendem Maße recht. Wie haben wir nun dieses verschiedene Verhalten zu erklären? Von vornherein ist wahrscheinlich, daß gute Elektrizitätsleiter den Blitz eher anziehen als schlechte. Da Wasser bekanntlich sehr gut leitet, könnte man zunächst an verschiedenen Wassergehalt des Holzes denken. Es müßte also das frische Eichenholz wasserreicher sein als Buchenholz; die Untersuchung ergab aber das Gegentheil: Eichenholz enthält 35,4 Prozent, Buchenholz 39,7 Prozent Wasser. Auf den Wassergehalt kommt es sonach nicht an.

Nun fiel bei weiteren mikroskopischen Untersuchungen bei der Buche der relativ hohe Gehalt an fettem Del auf; dasselbe fand sich in allen Holzstellen, und zwar nicht nur in Form größerer Tropfen, sondern auch in sehr zahlreichen winzigen Tröpfchen als dichter Belag der Zellwände. Weide, Pappel und Eiche waren dagegen nahezu frei von Del. Auch Kieferbaum und Linde enthalten ziemlich viel Del; allerdings der Kieferbaum etwas mehr, die Linde etwas weniger als die Buche. Umgekehrt verhält sich der Stärkereichthum des Holzes. Del ist nun bekanntlich ein schlechter Leiter, und die obige Reife für Leitfähigkeit des Holzes ist abhängig vom Delgehalt desselben. Denselben Bäume, die den größten Delgehalt besitzen, erscheinen im höchsten Grade gegen Blitschlag gesichert: stärkereiche und stärkearme Bäume dagegen werden vom Blitschlag bevorzugt. Für die Klassifikation der Bäume nach diesem Gesichtspunkt ergibt sich aber eine Schwierigkeit.

Es ist nämlich der Delgehalt vieler Bäume zu verschiedener Jahreszeit verschieden. Jonesco unterscheidet bei den Fichtbäumen folgende drei Gruppen: 1. Fichtbäume, deren Holz stets reich an Del ist, z. B. Kieferbaum und Buche; 2. Fichtbäume, welche während des Sommers arm an Del sind, z. B. Föhre; 3. Fichtbäume, die zwischen 2 und 3 stehen, indem ihr Fichtgehalt im Winter zwar hinter demjenigen von 1 steht, im Sommer jedoch denjenigen

von 2 übertrifft, z. B. Fichte. Dazu kämen noch die eigentlichen Stärkereiche, arm an Del, wie: Eiche, Weide, Pappel, Ahorn, Hainbuche, Flieder, Ulme, Mehlbeere, Weißdorn, Esche. Da für unsere Frage hauptsächlich der Sommer in Betracht kommt, muß die Föhre nahe zu den Stärkereichen gestellt werden. Ordnen wir die Bäume also auf Grund dieser Annahmen nach Blitsgefahr, so erhalten wir: Blitsgefahr sehr gering: Kieferbaum, Buche. Blitsgefahr etwas größer: Fichte und in ähnlichem Maße wahrscheinlich auch Lärche, Wacholder, Eibe und Thuja. Blitsgefahr groß: Föhre. Blitsgefahr sehr groß: Eiche, Weide, Pappel und die übrigen Stärkereiche. Die Ueber-einstimmung mit der für die vier Hauptbäume gegebenen statistischen Tabelle springt in die Augen, und Statistiker, Experiment und Mikroskopie haben die Richtigkeit des Volksspruches bestätigt.

Ein Durchgänger.

Einen beachtenswerthen Record im Desertiren hat der Kanonier Niemann erzielt. Im Jahre 1899 beging er in Deutschland zum ersten Male Fahnenflucht und erhielt 6 Monate Gefängniß. Nach Verbüßung dieser Strafe zur Batterie zurückgeschickt, entwandte er bald darauf ein Paar Stiefel, die er verkaufte, und als er deswegen verhaftet werden sollte, entwich er zum Fenster hinaus, und es gelang ihm, in Uniform zu Fuß nach Luxemburg zu entkommen. Dann ging er nach Frankreich, wo er seiner Angabe nach in trunkenem Zustand für die Fremdenlegation gepreßt wurde. In Marseille machte er den dritten Desertionsversuch, der dieses Mal mißlang. Von seiner demnächstigen Garnison Oran aus entfloß er zum vierten Mal der marokkanischen Grenze zu, wurde aber wieder eingekerkert und mit 30 Tagen Gefängniß bestraft. Nach Verbüßung der Strafe in Saïda desertirte er zum fünften Male und erhielt nun die doppelte Strafe. Bei Verbüßung derselben gelang es ihm, seinem Wadtposten zu entweichen, und er wandte sich nun auf seiner sechsten Desertion der Küste zu. Im Hafen von Algier schlich er sich auf einen englischen Dampfer, geriet aber mit demselben nicht, wie er gewünscht, nach Europa, sondern nach einem anderen algerischen Küsten-platz. Auf einem anderen englischen Dampfer hatte er gleiches Mißgeschick. Nun schiffte er sich — wieder heimlich — auf einem französischen Dampfer ein, verbrachte die 2½ Tage Ueberfahrt ohne Nahrung im Laderaum und landete in Marseille. Trotz des Manövers an französischen Sprachkenntnissen erreichte er auf seiner zehnten Fahrt die Schweiz, und Heimweh trieb ihn nach Bayern, wo er sich freiwillig in die Behörden stellte. Das Kriegsgericht der 33. Division verurtheilte ihn wegen seiner zehnten Rückkehr für den Stiefeldiebstahl und die wiederholte Fahnenflucht zu der geringsten gefällig zulässigen Strafe von einem Jahre und einer Woche Gefängniß und Ver-setzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes.

Kaiser Wilhelm und das erste Telephon.

Zum gegenwärtigen 25jährigen Jubiläum des Gebrauchstelephons sei ein hübsches Wort Kaiser Wilhelms des Ersten erinnert. Der Staatssekretär Heinrich v. Stephan ordnete sofort praktische Versuche an, und das erste Gebrauchstelephon, das im November 1877 hergestellt wurde, erhielt der alte Kaiser. Die Leitung verband sein Wohnzimmer mit einem ganz weit abgelegenen Raume im königlichen Palais. Zur ersten Probe war Excellenz Stephan befohlen worden. Dieser hatte in dem entfernt gelegenen Raum einen Violinspieler an dem Apparat postirt. Als der Kaiser an den Hörapparat in seinem Zimmer trat und das Geigenpiel vernahm, äußerte er sein lebhaftes Erstaunen und sagte: „Ihr Glück, Stephan, daß Sie das nicht vor vier Jahrhunderten gemacht haben, sonst wären Sie als Hengenmeister verbrannt worden!“

Der göttliche Zaubert.

Im Jahre 1871 war Geheimrath Neglin, wie er in der „Deutschen Revue“ berichtet, zum Besuch beim Fürsten Bismarck in Warzin. Am Frühstückstisch erzählte die Fürstin folgende Geschichte: Ihren Eltern, die mit altem Maße Zeit und Raum maßen, war es am schwersten gefallen, daß Schönhausen so weit entfernt lag — über 60 Meilen. Als nun aber Bismarck 1848 vielfach ausgezogen und 1851 gar nach Frankfurt a. M. versetzt wurde, da rief der Mutter die Geduld, und sie sagte zur Tochter in Gegenwart des Eibams, sie hätte besser gethan, einen Schweinehirt vom Gute zu heirathen, worauf Bismarck bemerkte: „Mama, die Karriere sieht mir ja immer noch offen.“

Als Alexander der Zweite bei einem Besuche in Riga die Balten mochte, sich als Russen zu fühlen, da ihre Heimath nun einmal zu Rußland gehörte, erwiderte ihm der ritterliche Bürgermeister von Dettlingen: „Majestät, wenn ein Pferd im Schweine-stall geboren worden ist, ist es dann ein Pferd oder ein Schwein?“ Das war der Herrensinne eines Dettlingen nach oben, und der Zar hat ihn mit gutem Humor ertragen.